

Citation style

Tobias Grill über: Sarah Abrevaya Stein: Making Jews Modern: The Yiddish and Ladino Press in the Russian and Ottoman Empires. Bloomington, Indianapolis, IN: Indiana University Press 2004. ISBN: 978-0-253-34304-8, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. Neue Folge, Bd. 59 (2011) H. 4, S. 602-605



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Ostaškov im Vergleich zu der dieser übergeordneten Gouvernementsstadt Omsk zeigt. Insgesamt hingen Geschwindigkeit und Grad der Modernisierung nicht von Alter und Prestige der jeweiligen Stadt ab, als vielmehr von ihrer Einwohnerzahl, geographischen Lage, ökonomischen Infrastruktur sowie ihren soziokulturellen Traditionen. Selbst die nach 1825 nach Sibirien verbannten Dekabristen konnten eine der kulturellen Entwicklung förderliche Wirkung entfalten, die andernorts vielleicht ausblieb.

Sicher überrascht der Textumfang, den Kuprijanov allein der Entwicklung der provinztädtischen Moden widmet. Er arbeitet jedoch überzeugend heraus, wie die Art sich zu kleiden als die städtisch-ständische Gesellschaft strukturierender, das Verhältnis von Metropole und Provinz kennzeichnender und den jeweiligen Modernisierungsgrad anzeigender Indikator interpretiert werden kann. Der Autor zeigt, wie auf dem Wege von einer seit den Petrinischen Reformen europäisierten höfischen Kultur zu einer gesamt nationalen russischen Kultur westeuropäische Modelle nicht einfach als ‚gesunkenes Kulturgut‘ in die Provinz gelangten, sondern dort in vielfacher Weise adaptiert und umgewandelt wurden. Die zentrale Regierung als wichtigster Modernisierungsakteur war primär daran interessiert, die Provinz in die Lage zu versetzen, sich selbst zu verwalten und den zentralstaatlichen Ansprüchen zu genügen. Am Ende standen jedoch die Anfänge einer nach politischer Emanzipation strebenden Stadtbürgerschaft, die in einer Lage zwischen sozialer und religiöser Traditionsverhaftung und staatlichen und ökonomischen Modernisierungszwängen, zwischen Arbeit, Familie, Kirche und städtischer Öffentlichkeit eine neue Positionsbestimmung vornehmen musste.

Fazit: Es ist hier eine facettenreiche, auf eine breit gestreute Quellengrundlage von Egodokumenten bis zu Verwaltungsakten gestützte, gut reflektierte Arbeit anzuzeigen, die viele ihrer theoretisch-methodischen Anregungen nicht zuletzt der französischen Mentalitätsgeschichte verdankt, die einen frischen Blick auf die russische Stadtgeschichte eröffnet und die ihrerseits gewiss Vorbild für ähnlich gelagerte Studien sein wird.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

SARAH ABREVAYA STEIN: *Making Jews Modern. The Yiddish and Ladino Press in the Russian and*

Ottoman Empires. Bloomington, Indianapolis, IN: Indiana University Press, 2004. XV, 311 S., Abb. ISBN: 978-0-253-34304-8.

In der zum Druck aufbereiteten Dissertation stellt sich die Autorin die Aufgabe, die Erfahrungen russländischer und osmanischer Juden mit der Moderne zu vergleichen. Zu diesem Zweck soll die Entstehung des säkularen Pressewesens auf Jiddisch und Ladino untersucht werden (S. 4), da laut Stein in den Printmedien Leser und Journalisten der beiden jüdischen Diaspora-Sprachen einen Diskurs darüber führten, was es bedeutete, modern und jüdisch zu sein. Dieser Anspruch ist allerdings insofern problematisch, als Steins Untersuchung nur auf dem Vergleich von zwei Zeitungen (und ihren Beilagen) basiert. Dementsprechend ist auch der Untertitel des Buches in gewisser Weise irreführend, wenn generell von „The Yiddish and Ladino Press in the Russian and Ottoman Empires“ die Rede ist.

Untersucht werden die beiden ersten Tageszeitungen auf Ladino und Jiddisch: „El tiempo“ (1872–1930) sowie „Der fraynd“ (1903–1913). Es stellt sich dabei jedoch die Frage, inwieweit diese beiden Tageszeitungen wirklich vergleichbar sind, liegt doch allein schon deren Entstehung um mehr als 30 Jahre auseinander. Darüber hinaus diskutierten russländische Juden die mannigfachen Aspekte der Aufklärung und Moderne schon seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in zahlreichen Wochenzeitungen auf Jiddisch, Hebräisch, Russisch und Polnisch und nicht erst, als „Der fraynd“ Anfang des 20. Jahrhunderts erschien. Freilich beschränkte sich dieser Diskurs im Gegensatz zu Steins Untersuchungsgegenstand lediglich auf einen äußerst kleinen Kreis von Intellektuellen, hatten doch alle diese Blätter nur eine Auflage von wenigen Tausend. Demgegenüber konnte „Der fraynd“ in seiner Hochphase um 1905, also während der ersten russischen Revolution, auf die enorme Abonnentenzahl von 90.000 bis 100.000 blicken, wobei die Leserschaft natürlicherweise noch deutlich größer war, wenn man die mehrfache Nutzung eines Exemplars bedenkt. Laut Stein würden allein konservative Schätzungen den Leserkreis auf nicht weniger als 450.000 Juden des Zarenreichs taxieren, übrigens nicht alles Leser im wortwörtlichen Sinne, da die Zeitung auch in der Öffentlichkeit vorgelesen wurde, so dass selbst Anal-

phabeten in den Genuss von aktuellen Nachrichten kamen.

Erstaunlich mag der Umstand klingen, dass „Der fraynd“ auf der einen Seite als Verfechter des Jiddischen auftrat, auf der anderen Seite aber auch von Beginn an eine moderate zionistische Haltung einnahm. Um die Jahrhundertwende war es allerdings keineswegs ungewöhnlich, dass Zionisten den Gebrauch des Hebräischen *und* des Jiddischen propagierten, konnten doch durchaus beide Sprachen als Ausdruck des Nationaljudentums verstanden werden.

Im Zuge der Revolution von 1905 sollte „Der fraynd“ seine Haltung maßgeblich ändern. Als die Zeitung auf Grund einer kritischen Berichterstattung ins Visier der Behörden geriet und die Schließung des Organs wie auch die Verhaftung der Herausgeber drohte, wurde „Der fraynd“ kurzerhand in „Dos leben“ umbenannt. Zwar wurden viele Merkmale des Vorgängerblatts übernommen, allerdings änderte sich die politische Grundhaltung der Zeitung. Zu der bislang kritischen Haltung gegenüber der russischen Obrigkeit kam nun auch eine ebensolche gegenüber den Repräsentanten des Zionismus hinzu. Dass sich „Der fraynd“ einer derartigen Transformation von einem in Russland wurzelnden Zionismus zu einem sozialistisch orientierten Radikalismus unterziehen konnte, macht, nach Steins Meinung, deutlich, wie elastisch die Politik des russländischen Judentums im frühen 20. Jahrhundert war. Dabei zeige der abrupte Bruch mit der früheren Linie, wie fein und durchlässig die Grenzen waren, die Zionismus, Russophilie und Bundismus von einander trennten.

Während „Der fraynd“ gerade in seinen Anfängen als Verfechter eines jüdischen Nationalismus auftrat, verurteilten die Herausgeber des „El tiempo“ den Nationalismus bzw. Irredentismus im Allgemeinen und den Zionismus im Besonderen, da dieser in ihren Augen den propagierten Weg der Akkulturation und Osmanisierung der Juden gefährdete. Es sollte aber nochmals daran erinnert werden, dass zwischen der Entstehung des ladinosprachigen und der des jiddischsprachigen Organs 30 Jahre lagen, drei Jahrzehnte, in denen die Entwicklung des modernen Nationalismus innerhalb des Judentums einen bedeutenden Fortschritt machte. Insofern bleibt die Frage, inwiefern diese beiden Tageszeitungen in jüdischen Sprachen wirklich vergleichbar sind. Meines Er-

achtens hätte eine jiddischsprachige Tageszeitung, die 1872 im Russländischen Reich gegründet worden wäre, wohl eine durchaus ähnliche Grundhaltung an den Tag gelegt, wie es „El tiempo“ tat.

Besonders einflussreich war laut Stein „El Tiempo“ bei der Formulierung einer gegen Ladino gerichteten Agenda. In einer von der westlichen Aufklärung beeinflussten linguistischen Hierarchie standen die europäischen Sprachen, in diesem Fall vor allem das Französische, an der Spitze. Türkisch und andere Regionalsprachen wurden zwar verteidigt, aber kaum verwendet. Das Hebräische als Heilige Sprache nahm eine privilegierte, aber auch isolierte Stellung ein, da ihm als Alltagssprache keine Bedeutung zukam. Am unteren Ende der Sprachenrangeleiter stand Ladino, das, so Stein, von nahezu der gesamten Ladino-Presse im Osmanischen Reich als rückständig bzw. nutzlos angesehen wurde und dementsprechend auch bekämpft wurde. Dem Vorwurf der Nutzlosigkeit ist allerdings insofern zu widersprechen, als es Ladino ermöglichte, mit der Mehrheit der sephardischen Juden im Osmanischen Reich zu kommunizieren und ihnen aufklärerische Ideen und Moderne näher zu bringen.

Dementsprechend war es keineswegs ungewöhnlich, dass „El tiempo“ seit Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf Ladino einen energischen Kampf für die Verbreitung des Türkischen unter den osmanischen Juden führte, war doch der Erwerb von Türkischkenntnissen eine Notwendigkeit für den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg. Darüber hinaus stand der Kampf für die Verbreitung des Türkischen im Einklang mit der Istanbuler Politik der Nationalisierung des Imperiums. Wer sich für die Reichssprache einsetzte, demonstrierte seine Loyalität zum Imperium und zur Dynastie, was sich, so der Gedankengang, auf die rechtliche und gesellschaftliche Situation einer Minderheit nur positiv auswirken konnte. Dies war eine Form von Modernisierung, die nicht zuletzt politischem Kalkül geschuldet war. Daneben wurden aber von Beginn an in den Spalten des „El tiempo“ die Schulen der *Alliance Israélite Universelle* für die Verwendung des Französischen als Unterrichtssprache gepriesen, da es sich um eine Kultursprache handelte. Tatsächlich gab es aber auch, wie Stein anmerkt, einen materiellen Grund. In den Augen eines Teils des osmanischen Juden, gerade

der in Istanbul ansässigen, versprach die Aneignung des Französischen auch soziale und ökonomische Aufstiegsmöglichkeiten, schien es doch den Verkehr mit westeuropäischen Metropolen zu erleichtern. Daher unterstützte gerade „El tiempo“ vehement die Verbreitung der französischen Sprache, was auch in der Praxis unterstrichen wurde. Ebenso wie viele andere Ladino-Zeitungen bediente sich „El tiempo“ eines französisierten Ladino und schuf damit (unbeabsichtigt) um die Jahrhundertwende (S. 69) auch eine neue Art der Ladino-Kultur.

Besonders deutlich zeigen sich die Modernisierungsabsichten in drei Beilagen von „El tiempo“, die zwischen 1877 und 1889 von David Fresco herausgegeben wurden und nahezu ausschließlich übersetzte Artikel aus dem Englischen und Französischen beinhalten. Mit Hilfe dieser Artikel, die darauf abzielten, die Leser über die neuesten Trends der Hygiene, Kindererziehung, Ernährung sowie über die Natur- und Humanwissenschaften zu informieren, sollten die osmanischen Juden nach dem Vorbild des französisch-jüdischen Bürgertums erzogen bzw. zivilisiert werden, um sie ökonomisch konkurrenzfähig zu machen und ihre Akzeptanz als Bürger des Imperiums zu erhöhen. Es ging also um nichts anderes als um einen Kulturtransfer, der, wie die einschlägige neuere Forschung zu diesem theoretischen Ansatz betont, nicht so sehr vom Wunsch nach einem Export, sondern vielmehr durch das Bedürfnis nach einem Import kultureller Güter gesteuert wurde. Obwohl Stein mit der Theorie des Kulturtransfers nicht vertraut zu sein scheint, erfasst sie doch mit ungewöhnlich scharfem Blick die ganze Problematik. Sie betont nicht nur die Tendenz der kulturellen Hegemonialisierung, die dem Projekt der Verwestlichung des osmanischen Judentums durch edukative Periodika immanent war, sondern auch, dass die Rezeption fremder kultureller Güter den eigenen Bedürfnissen angepasst wurde: „Ladino periodicals helped to shape a modern Ottoman Jewish culture that *borrowed* from regional, trans-national, extra-national, Jewish and non-Jewish models but also *transformed* them, creating, in the process, a culture – and a form of modernity – unique in texture and substance.“ (S. 125)

Interessant ist, dass sich diese Zeitschriften insbesondere an Frauen richteten, die als die geeigneteren kulturellen Mittler wahrgenommen

wurden. Dies dürfte vor allem daran gelegen haben, dass das Ziel der Verbürgerlichung gerade im Kontext der Familie verwirklicht werden sollte. Wenn es um Hygiene, die Erziehung und Bildung der Kinder, eine gesunde Ernährung, eine moderne Küche usw. ging, so waren jüdische Frauen zweifellos die besseren Ansprechpartner. Facettenreich beschreibt Stein die verschiedenen Bereiche, in denen die behandelten Ladino-Beilagen von „El tiempo“ Informationen, Wissen und Bildung zu vermitteln versuchten, was zumindest partiell auf eine Verwestlichung des osmanischen Judentums abzielte. Problematisch ist jedoch, dass sie dabei die Rezeptionsgeschichte dieser Blätter weitgehend ausblendet. Es wäre äußerst interessant zu erfahren, wie die Adressaten des Kulturtransfersversuchs reagierten. Fraglich bleibt natürlich, inwieweit tatsächlich Quellen vorhanden sind, die diesen Aspekt beleuchten können.

Als „Der fraynd“ und „El tiempo“ ihr Erscheinen einstellten, waren beide Blätter von Freund wie von Feind als Pioniere der jüdischen Populärpresse anerkannt. Beide hatten bewiesen, dass eine Tageszeitung in einer jüdischen Volkssprache erfolgreich, professionell und einflussreich sein konnte. Gegen Ende der Zwischenkriegszeit war die Transformation des jiddisch- und ladinosprachigen Pressewesens abgeschlossen. Mehr als 300 Periodika in Ladino wurden nun in der Türkei und auf dem Balkan publiziert, während es mehr als tausend jiddischsprachige Zeitungen gab. Allerdings waren diese Blätter deutlich verschieden von ihren Vorläufern. Nunmehr stand vor allem die Leserschaft einer bestimmten Stadt im Vordergrund (was nicht bedeuten musste, dass der Leserkreis tatsächlich geographisch so begrenzt war). Insofern beschränkte sich die Berichterstattung, die vor allem sensationsheischender Art war, in erster Linie auf den örtlichen und regionalen Kontext. Zudem waren die Zeitungen in jüdischen Volkssprachen auf unterschiedliche soziale Gruppen zugeschnitten. Während also die ersten Periodika in jüdischen Volkssprachen wie „Der fraynd“ und „El tiempo“ eher universal ausgerichtet waren, nahm das Pressewesen in Jiddisch und Ladino in den folgenden Jahrzehnten einen immer spezialisierteren Charakter an. Die zunehmende Heterogenität in der jüdischen Gesellschaft schlug sich dementsprechend auch im Pressewesen nieder, was aber letztlich dessen Bedeutung nur umso mehr unterstrich: „[T]hat the

Yiddish and Ladino press had fragmented along geographic, political, aesthetic, and class lines, was a sign of its cultural vivacity and popular influence.“ (S. 207)

Abgesehen von den erwähnten Schwächen leistet Steins Monographie einen wichtigen Beitrag bei der Erforschung der Modernisierung von russländischem und osmanischem Judentum. Besonders hervorzuheben ist, dass in den Kapiteln, die sich mit Karikaturen/Photographien und Werbung beschäftigen, zahlreiche Abbildungen aus den beiden Zeitungen enthalten sind, die keinesfalls nur als reine Illustration dienen, sondern die Darstellung ergänzen und zweifellos noch nachvollziehbarer machen.

Tobias Grill, München

Universitet i gorod v Rossii (načalo XX veka) [Universität und Stadt in Russland (Anfang des 20. Jahrhunderts)]. Pod redakciej Trude Maurer i Aleksandra Dmitrieva. Moskva: Novoe Literaturnoe obozrenie, 2009. 778 S., Tab., Graph. ISBN: 978-5-86793-714-0.

Von den vielen Forschungsfeldern, um die sich die russische Geschichtswissenschaft in jüngster Zeit erweitert hat, entwickelt sich eines besonders schnell. Es kann als „neue russische Universitätsgeschichte“ bezeichnet werden, oder auch als die „endgültige Geburt der Universitätsgeschichte auf russischem Boden“. Das kommt daher, dass man seit kurzem Ansätze und Methoden auf russische Quellen anwendet, die bereits seit 30 bis 40 Jahren für die Forschung zu den Universitäten in West- und Zentraleuropa verwendet werden. Als wesentliche Veränderung des herrschenden Paradigmas ist seit Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine Schwerpunktverlagerung von so genannten „Jubiläumsgeschichten“, also pompösen Narrativen anlässlich des Geburtstags einer Universität, hin zu allgemeinen Werken über das System der russischen Universitäten mit Schwerpunkt auf Institutions-, Kultur- und Sozialgeschichte zu beobachten. Auch ein vergleichender Kontext ist für dieses neue Paradigma kennzeichnend – die russischen Universitäten werden mittlerweile nicht mehr als isoliert und sich selbst genügend angesehen, sondern als Teil des breiteren Universitätsraumes Zentral- und Osteuropas mit engen Verbindungen und parallelen Entwicklungen untereinander. Zu-

dem wird nun die deutsch-russische Wechselseitigkeit in der Universitätsgeschichte in größerem Umfang erforscht, wobei die Untersuchungen der deutschen Universitätskonzeptionen und -erfahrungen dabei helfen, die russischen „Abweichungen“ besser zu verstehen und zu erklären.

Auch der unter der Redaktion von Trude Maurer und Aleksandr Dmitriev herausgegebene Sammelband „Universität und Stadt in Russland (zu Beginn des 20. Jahrhunderts)“ folgt ganz diesen neuen Tendenzen in der aktuellen russischen Universitätsgeschichtsforschung. Trude Maurer setzt damit die Reihe von Publikationen fort, die in dem von ihr geleiteten Forschungsprojekt über russische und deutsche Universitäten im Ersten Weltkrieg entstanden sind (siehe: Kollegen – Kommilitonen – Kämpfer. Europäische Universitäten im Ersten Weltkrieg. Stuttgart 2006). Im neuen Band wird ein erweiterter Zeitraum untersucht, nämlich unter Einbeziehung der dem Krieg unmittelbar vorausgehenden Ereignisse. Dabei werden die Hauptprobleme der Universitätsentwicklung in Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet. Dieser Zeitraum verdient umso mehr Aufmerksamkeit, als hier in mancher Hinsicht noch Vorurteile aus der sowjetischen Geschichtsschreibung vorherrschen, welche die Universitäten jener Zeit nur als Stätten der revolutionären Studentenbewegung oder als Standorte der wissenschaftlichen Tätigkeit einzelner prominenter russischer Gelehrter beachtete. Deshalb wurde es zu einer der Hauptaufgaben dieses Bandes, das Universitätsleben im Russischen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus neuer Perspektive zu betrachten, es vielfältiger als früher darzustellen und nicht nur seine Bedeutung für die revolutionäre Bewegung zu illustrieren, sondern auch seine schöpferischen und sozialen Funktionen herauszustellen.

Die Wechselwirkungen zwischen der Universität und ihrer städtischen Umgebung liefern dafür eine gute Basis. In der Tat entwickelten sich die Beziehungen zwischen den Universitäten und den russischen Städten nach den großen Reformen der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit der Einführung zivilgesellschaftlicher Elemente auf verschiedene Weise. Die Universitätsmitglieder etwa nahmen in bedeutendem Umfang an der kommunalen Selbstverwaltung teil, und die soziale und kulturelle Infrastruktur der Städte wurde stark von den Universitäten beeinflusst. Auch